Aus der Traum!

Autor(en): **Everschor, Franz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zoom : Zeitschrift für Film**

Band (Jahr): **50 (1998)**

Heft 11

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-931642

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Aus der Traum!

Die «romantische Komödie» – jenes Filmgenre, das Hollywood einst zur Metropole der Träume gemacht hat – wird von den Brüdern Bobby und Peter Farrelly in «There's Something About Mary» misshandelt und ihrer Vorzüge beraubt.

Franz Everschor

Junger Mann trifft junges Mädchen. Beide verlieben sich. Doch Missverständnisse oder ein Rivale lassen die Beziehung scheitern. Um viele Erfahrungen reicher, treffen sie sich später wieder: Happy-End. So etwa lässt sich prosaisch die Handlung zahlloser Filme zusammenfassen, die einst in ihrer Beliebtheit beim Publikum nicht zu schlagen waren. Man prägte für sie den Begriff der «romantischen Komödie». Regisseure wie Frank Capra, Leo McCarey, Howard Hawks und George Cukor gelten als ihre Meister; Schauspieler und Schauspielerinnen wie James Stewart, Cary Grant, Katharine Hepburn und Barbara Stanwyck verdanken dem Genre ihre Karriere. Im Zeitalter eines freizügigeren Sexverhaltens und eskalierender Scheidungszahlen hat die naive Konstellation von der Schicksalhaftigkeit jugendlicher Liebesgefühle keine Überlebenschance. Oder vielleicht doch?

Unvermutet grossen Erfolg hatte jüngst in den amerikanischen Kinos ein Film, dessen Story sich so zusammenfassen lässt: Ted hat sich im letzten Schuljahr in Mary verliebt. Entgegen allen Erwartungen wählt sie ihn zum Partner für den Schlussball. Doch ein dummes Missgeschick macht seine Chancen zunichte. 13 Jahre später beauftragt Ted einen Detektiv, Mary aufzuspüren, da er sie nicht vergessen kann. Der Detektiv findet sie in Florida, verliebt sich aber selbst in sie und wird Teds Rivale. Erst nach einer langen Kette von Lügen und Missverständnissen kommen Ted und Mary endgültig zusammen. Die klassische Story einer romantischen Komödie.

Frontalangriff gegen jedes Tabu

Aber warum dann die aufgebrachten Reaktionen in einigen amerikanischen Zeitungen? *«There's Something About Mary»* ist ein Film der Brüder Peter und Bobby Farrelly (siehe Kurzkritik S. 25), die schon mit «Dumb and Dumber» (ZOOM 4/95) und «Kingpin» (1996) eine lautstarke Debatte über den guten Geschmack angezettelt hatten. Diesmal missbrauchen sie die Bestandteile der klassischen romantischen Komödie als Skelett für einen Film, der die Grenzen des Komischen noch ein bisschen weiter unter die Gürtellinie verschiebt. Teds Hoffnung auf einen Erfolg bei Mary findet nämlich ihr plötzliches Ende, als sich der nervöse Held auf der Toilette in Marys Elternhaus das Attribut seiner Männlichkeit in den Reissverschluss einklemmt. Als er 13 Jahre später Mary endlich so weit hat, dass sie wieder mit ihm ausgehen möchte, misstraut er seinem Hormonhaushalt und verschafft sich vorzeitig Erleichterung, nicht wahrnehmend, dass das Resultat seiner handgreiflichen Bemühungen an deutlich sichtbarer Stelle zurückgeblieben ist.

Magie der «romantischen Komödie»: «Bringing Up Baby» (1938)

Spätestens an diesem Punkt der Inhaltsangabe weigerten sich die meisten amerikanischen Kritiker, weitere Details des Treffens zwischen Ted und Mary zu offenbaren. «Man muss keineswegs prüde sein, um sich von der Hartnäckigkeit abgestossen zu fühlen, mit der die Farrellys ihren schadenfrohen Frontalangriff auf jedes Tabu führen», schreibt Owen Gleiberman in der hauptsächlich von Jugendlichen gelesenen Medienzeitschrift «Entertainment Weekly». Bis zum Happy-End darf sich das Publikum auch noch über einen Massenmörder, eine Horde schwuler Wegelagerer, einen sadistischen Polizeibeamten, einen misshandelten Terrier und – immer wieder – über die ach so unsäglich komischen Verhaltensweisen von geistig und körperlich Behinderten belustigen. Hohe Besucherzahlen bestätigen den Produzenten inzwischen die alte Binsenweisheit, dass man mit der Spekulation auf die niedrigsten Instinkte Gold zutage fördern kann. Es würde einen kaum wundern, wenn sie sich – durch den fragwürdigen Erfolg bestätigt – auch noch als Pioniere einer neuen filmischen Freiheitsbewegung fühlen würden.

Was einst mit Filmen wie «It Happened One Night» (Frank Capra 1934), «The Awful Truth» (Leo McCarey, 1937), «Bringing Up Baby» (Howard Hawks,

Komik unter der Gürtellinie: «There's Something About Mary» (1998)

1938) und «The Lady Eve» (Preston Sturges, 1941) so unschuldig begonnen hat, dient einer Welt, in der moralische Grenzen nicht mehr zu existieren scheinen, als Vorwand für eine (nicht einmal versteckte) Verunglimpfung herkömmlicher Ideale. Die achtziger und die frühen neunziger Jahre hatten noch einmal einen Anlauf genommen, die Tradition eines der schönsten und amüsantesten Kinogenres neu aufleben zu lassen. Das Publikum goutierte diese Bemühungen: Norman Jewisons «Moonstruck» (1987), Rob Reiners «When Harry Met Sally» (1989), Garry Marshalls «Pretty Woman» (1990) und Nora Ephrons «Sleepless in Seattle» waren phantasievolle und erfolgreiche Versuche, einen modernisierten Abglanz jener Magie zu erzeugen, die Hollywood einst zur Metropole der Träume gemacht hatte. Im Kino unserer Zeit wird nicht mehr geträumt. Es sei denn in den gigantomanischen Dimensionen der «Titanic» (ZOOM 17/8). Woody Allen hat die Konstellationen der romantischen Komödie im Lauf der Zeit mit einer Vielzahl skeptischer Fragezeichen versehen. Er hat die Neurosen hinter den vertrauten Fassaden freigelegt. Er hat falsche Träume auf die komischste Weise entlarvt. Doch in jedem seiner Filme hat das Genre seine Würde behalten.

Appetit aufs Unappetitliche

In «There's Something About Mary» wird die romantische Komödie nicht nur in den Schmutz getreten, sondern auch ihres Esprits und ihrer Leichtigkeit beraubt. Bobby und Peter Farrelly sind Autoren ohne jeden Sinn für Dialogwitz und Regisseure von der dilettantischen Umständlichkeit eines Buchhandlungsgehilfen. Sie brauchen über zwei Stunden, um eine magere Geschichte zu erzählen, und Tempo kommt in ihrem Film allenfalls in den letzten fünf Minuten auf.

Vorreiter der Farrelly-Brüder sind (ungleich begabtere) Filmemacher wie Mel Brooks und Jim Abrahams, Schauspieler wie John Belushi und Jim Carrey. Filme wie «Caddyshack» (Harold Ramis, 1980), «Stripes» (Ivan Reitman, 1981), «Porky's» (Bob Clark, 1982) und «Ace Ventura, Pet Detective» (Tom Shadyac, 1994) ebneten den Boden für die Befriedigung des postadoleszenten Appetits auf das Unappetitliche, die inzwischen zum neuesten Hollywood-Trend zu werden droht – ein Trend, der inzwischen in der Realität durch die öffentliche Ausbreitung von Präsident Clintons Sexaffäre bis ins letzte Deatail einen kaum unterbietbaren Tiefpunkt erreicht hat. Weil alle Welt über «There's Something About Mary» redet, will ihn auch alle Welt gesehen haben. Der Film entwickelte sich zum *sleeper* der Sommersaison. In etwas mehr als vier Wochen spielte er 80 Millionen Dollar ein und machte später immer noch konstante zwei Millionen pro Tag. Die Produzenten führen diesen ungewöhlichen Erfolg einer kleinen Komödie darauf zurück, dass Werbung und Mundpropaganda (auch die negative) alle Besucherschichten neugierig gemacht haben. Imitationen werden gewiss folgen. Das Traurigste an der Sache ist jedoch weniger, dass der gute Geschmack einmal mehr auf der Strecke bleibt, sondern dass eines der schönsten Filmgenres für eine Sammlung von Parterrewitzen missbraucht wird und es schwer haben dürfte, sich davon zu erholen. ■